

Gegenwart bei Clemens J. Setz

Einleitung

Klaus Kastberger und David J. Wimmer

Was hat Wrestling mit Literatur zu tun? Warum lässt sich die Langlebigkeit von literarischen Texten am besten anhand genetisch manipulierter Katzen erklären? Was ist ein „Or“, was sind „Didelinen“ oder „douche chills“? Was verbindet fiktive Lexikonartikel mit der existenziellen Leere des menschlichen Seins? Was erzählen uns Glitches über den Tod und die Unauslöschlichkeit der Vergangenheit? Worin besteht der Trost runder Dinge? Wie schmeckt ein leeres Schachbrett?

Die Literatur des 1982 in Graz geborenen Autors Clemens J. Setz wirft mindestens so viele Fragen auf, wie sie beantwortet. Sie ist ebenso faszinierend wie verstörend, dabei widmen sich Setz' Texte stets zentralen Diskursen unserer Gegenwart: In seinen umfänglichen Romanen entfaltet der Autor einen breiten Themenfächer, der konventionelle Modelle von Autorschaft in Zweifel zieht und posthumane Identitätskonzepte ans Licht bringt. Er schreibt skurrile Erzählungen über seltsame Außenseiter, kafkaeske Kurzgeschichten und dadaistisch wirkende Twitter-Gedichte. In seinen Dramentexten schafft er ambivalente soziale Dystopien unter dem Zeichen von Simulation und Selbstoptimierung. In seinen Essays sammelt er entlegene Fakten und abseitiges Wissen und zieht daraus Schlüsse über vordergründige Themen unserer Gegenwart.

Es ist erstaunlich, in welche Ecken und an welche Enden es Clemens J. Setz in seinem Schreiben bisher getrieben hat: auf norwegische Inseln, in japanische Dampfbäder, verschiedenste Betreuungs- und Pflegeeinrichtungen, den Bewusstseinsstrom von Tieren, die Welt der Kunst- und Plansprachen, verwinkelte Untiefen des Internets und auch immer wieder an die Grenzen des Aushaltbaren.

Graz, die Heimatstadt des Autors, schwingt sich bei Clemens J. Setz als Produktionsort und Schauplatz noch einmal zu einer heimlichen Hauptstadt der deutschsprachigen Literatur auf. Nachdem bekannt wurde, dass Setz der Büchner-Preis zuerkannt wurde, titelte die *Kleine Zeitung*, jenes Medium, das in der Steiermark das meistgelesene ist, am 21.7.2021 tatsächlich: „Graz ist Hauptstadt der Literatur“.

Dabei kann es in den Texten von Clemens J. Setz ganz schön unheimlich werden: Seltsame Menschen mit seltsamen Neigungen treten auf, seltsame Dinge geschehen. Unklar bleibt, ob wir uns in dem, was uns der Autor so eindringlich vor Augen stellt, überhaupt noch in der Gegenwart oder bereits in einer Zukunft befinden, die sich so keiner gewünscht hat. Mit Clemens J. Setz sind wir stets mittendrin – in einer Welt, die uns ungeheuerlich, absurd, unanständig und grausam erscheinen mag, die aber mit Sicherheit eines ist: von uns.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes behandeln das Werk von Clemens J. Setz in seiner ganzen Breite und in grundsätzlicher Weise: Von den Romanen über die Erzählungen und Dramatexte bis hin zu den essayistischen Texten und den Aktivitäten des Autors auf Social Media nähern sie sich seinem Werk aus unterschiedlichsten Perspektiven. Im gemeinsamen Zentrum des Bandes steht allerdings die Frage, was denn nun genau die unnachahmliche Gegenwärtigkeit seines Schreibens ausmacht.

Den Anfang macht eine Rede, die der Autor selbst zur Eröffnung des Literatursymposiums *Out of Joint* im Oktober 2020 im Literaturhaus Graz gehalten hat. Unter dem Titel *Wie man zu Lebzeiten fiktiv wird* widmet sie sich der Verflechtung von Leben und Schreiben im Schaffen des amerikanischen Science-Fiction-Autors Philip K. Dick, beleuchtet dabei aber gerade auch in Hinblick auf das gegenwärtige eigene Schreiben eine oft bedrohliche Kraft, mit der sich Erzählungen über ihren fiktionalen Status hinwegzusetzen vermögen.

Im anschließenden Gespräch beantwortet Clemens J. Setz Fragen von sieben Studentinnen der Germanistik aus Graz, die sich im Zuge eines Workshops eingehender mit Setz' Werk beschäftigt haben. Es geht darin u. a. um den ästhetischen Wert von Videogames, die Sinnhaftigkeit von Nonsense und die Fähigkeit, die Welt mit den Augen eines Außerirdischen zu betrachten.

Insa Wilke sucht zu Clemens J. Setz einen zweiten Zugang. Sie liest ihn neu und wagt in ihrem Beitrag eine Revision einer ihrer frühen Kritiken zu seinem ersten Erzählband *Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes*. **Iris Hermann** widmet sich in ihrem Essay der Kategorie des Trostes, die bei Clemens J. Setz schon im Titel des Erzählbandes *Der Trost runder Dinge* steckt. In den „Erzählungen am Rande des Vorstellbaren“, die Setz schreibt, erscheint das allgemeine Trospotential von Literatur in einer ganz besonderen Ausprägung.

Richard Kämmerlings untersucht unter dem Titel *Inklusion und Narration* Darstellung und Funktion von körperlicher und geistiger Behinderung

im Roman *Die Stunde zwischen Frau und Gitarre*. Der Beitrag zeigt, wie sinnvoll es ist, bei Setz verschiedene Formen von Behinderung vor der Folie grundlegender Grenzen der menschlichen Kommunikation und Wahrnehmung zu betrachten. Der Roman lässt sich somit nicht nur als eine „Erkundung einer Theorie des Bewusstseins“ lesen, sondern auch als Dekonstruktion normativer Konzepte von geistiger und körperlicher Gesundheit.

Die Chefdramaturgin des Schauspielhauses Graz, **Karla Mäder**, zeichnet nach, wie Clemens J. Setz in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum auch vermehrt als Dramatiker reüssieren konnte. Der Beitrag gibt einen Überblick über das bisherige dramatische Schaffen des Autors und gewährt einen Einblick in die konkrete Theaterarbeit mit seinen Texten.

Nach dem Stellenwert von Autofiktion in der Poetik von Clemens J. Setz fragt **Christian Dinger** in seinem Aufsatz. Dabei schlägt er unter dem Titel *Dichter – Nerd – Archivar* drei Autorschaftskategorien vor, anhand derer sich Setz' Selbstverständnis als Autor ebenso erklären lässt wie seine solitäre Stellung im gegenwärtigen deutschsprachigen Literaturbetrieb. **Florian Baranyi** beleuchtet in seinem Beitrag eine *Literarische Wahlverwandtschaft* des Autors, indem er Parallelen zwischen ausgewählten Erzählungen von Setz und dem Schaffen W. G. Sebalds zieht. Der Beitrag legt dar, inwiefern die Texte beider Autoren von einer literarischen Digression geprägt sind und sich somit gegen erzählerische Ökonomien ebenso sperren wie gegen ein normatives Narrativ einer ökonomischen Lebensführung. Solcherart werden auch Verbindungen zwischen den Techniken erzählerischer Abschweifung und der Thematisierung von Randständigen und Außenseitern sichtbar.

In ihrem Aufsatz *Poetik der (nicht immer runden) Dinge* analysiert **Kalina Kupczyńska** ausgewählte Erzählungen des Autors. Der Beitrag beruft sich auf Theorien des New Materialism und zeigt, inwiefern Clemens J. Setz in seiner eigenen Dingpoetik eine „politische Ökologie“ im Sinne von Jane Bennett transportiert. Teilweise direkt daran anknüpfend, legt **Klaus Kastberger** in seinem Beitrag das genuine Zusammenspiel von Dingen und Medien in den erzählerischen Welten von Clemens J. Setz offen.

Der Aufsatz von **David J. Wimmer** geht der Seltsamkeit („Weirdness“) bei Clemens J. Setz nach. Einflüsse aus der amerikanischen Science-Fiction, insbesondere von H. P. Lovecraft und Philip K. Dick, werden nachgewiesen und die Weirdness als grundlegende ästhetische Kategorie im Werk des Autors näher beleuchtet. **Riccardo Schöfberger** rekonstruiert unter Rückgriff auf narratologische Ansätze der Männlichkeitsforschung und Gender-

studies Motive der Männlichkeit in ausgewählten Texten von Clemens J. Setz. Indem sie in einem ambivalenten Verhältnis zu einer drastisch reinzenierten Geschlechterordnung stehen, üben die Männerfiguren bei Setz eine seltsame Faszination aus und relativieren kulturell transportierte, normative Geschlechterzuschreibungen.

Mit dem Stellenwert des ‚shock and awe‘ im Werk von Clemens J. Setz beschäftigt sich **Bernhard Oberreither** in seinem Beitrag *Irritation – Struktur – Poesie*. Über die Irritation und den Framebruch hinaus ortet er dabei eine weitere und ergänzende poetische Strategie in dessen Schaffen. Nämlich eine Poetik der erzählten Welt, die Poesie, ganz im Sinne von Roman Jakobson verstanden, als ein Geflecht von Äquivalenz und Kontiguität von der Text- auf die Darstellungsebene überträgt.

Der vorliegende Band dokumentiert ein Symposium des Franz-Nabl-Instituts für Literaturforschung der Karl-Franzens-Universität Graz, das im April 2021 inmitten des Corona-Lockdowns vom Literaturhaus Graz als Online-Veranstaltung organisiert wurde. Wir bedanken uns bei allen Beiträgerinnen und Beitragern und vielen weiteren Beteiligten, die diese Veranstaltung und diesen Band erst möglich gemacht haben, für ihre hervorragende Arbeit in herausfordernden Zeiten.

Wie man zu Lebzeiten fiktiv wird¹

Clemens J. Setz

Eines meiner Lieblingscomputerspiele ist *Grand Theft Auto V*. Man schießt darin auf Menschen und klaut ihre Autos. Aber das Schöne daran: Man *muss* das nicht tun. Bei vielen anderen klassischen Ego-Shooter-Spielen, wie *Doom* oder *Counterstrike*, stirbt man ziemlich schnell oder langweilt sich, wenn man sich dem vom Spiel vorgegebenen Storymodus widersetzt. In *GTA V* aber gibt es ‚von Natur aus‘ überhaupt keine Gegner, die einen angreifen. Man muss jedes Mal selbst mit der Gewalt beginnen. Nur wenn man ein Auto gestohlen oder wahllos auf Passanten geschossen hat, kommt die Polizei und wird innerhalb des Spiels zu einem aktiven Gegner, der das Feuer eröffnet und einen tatsächlich umbringen kann.¹

Aus diesem Grund gehen so viele Menschen am liebsten bloß spazieren in der gigantischen Welt des Spiels. Sie entdecken interessante Zwischenreiche, fehlerhaft programmierte Ecken, unreal schöne Landschaften mit liebevoll gestalteten Einzelheiten, versteckte ‚easter eggs‘ und so weiter. Das letzte echte Flaneurtum sozusagen. In irgendeiner Randzone der fiktiven Spiel-Stadt Los Santos (die Los Angeles nachempfunden ist) kann man sich ohne jegliche Scham noch so fühlen wie Peter Handke in seiner Niemandsbucht oder Fernando Pessoa in seinem Lissabon: aufgabenlos sinnend und schauend, ein Geheimagent der weltlichen Mysterien, mit einer stark vorhandenen Amokneigung. – Aber wenn man, so wie das Spiel es für einen vorgesehen hat, doch einmal ein Auto stiehlt und damit durch die Gegend fährt, schaltet sich meist automatisch das Radio ein. Gespielt werden darin bekannte Pop-Hits. Und hier das Bemerkenswerte: In vielen dieser Songs geht es um Kalifornien oder Los Angeles, also Orte, die innerhalb der fiktiven Welt des Spiels gar nicht existieren. Da heißt die Stadt, wie schon erwähnt, Los Santos. Sie ähnelt dem realen L. A. durchaus in einigen Elementen, aber vieles ist verändert, überzeichnet, verschoben.

¹ Dieser Text geht auf eine Rede zurück, die Clemens J. Setz im Oktober 2020 zur Eröffnung des Literaturfestivals *Out of Joint* des steirischen herbsts im Literaturhaus Graz gehalten hat.

Ich frage mich oft: Was denkt die Hauptfigur wohl, wenn sie da im Auto sitzt und *Hotel California* oder *Live and Die in L. A.* oder den Song *Los Angeles* der Band X hört? Was ist dieses vielbesungene Los Angeles? Eine Parodie auf Los Santos? Aber warum wissen so viele Bands davon? Warum singt niemand über die Realität hier, über Los Santos, über die Gang-Gewalt, die sonnigen Parks, die palmenreichen Avenues?

Diese von mir erträumte Fahrt im gestohlenen *GTA V*-Fahrzeug, mit einem Radio voller Lieder, die von einer ganz anderen Welt wissen als man selbst, ist das Thema meines Vortrags – und vielleicht auch das der kommenden Tage.

1959 veröffentlichte der Autor Philip K. Dick den Roman *Time Out of Joint*, Zeit aus den Fugen. Der Titel selbst ist natürlich ein Zitat aus Hamlet – „The time is out of joint; O cursed spite / that ever I was born to set it right“. Mit diesem Roman hat es eine eigenartige Bewandnis. Denn viele Jahre nach seiner Veröffentlichung erlebte Philip K. Dick ziemlich genau den Inhalt des Romans als eine Serie von realen Erfahrungen, die sein Leben und sein Weltbild vollkommen veränderten. Er hatte sich, kurz gesagt, in seine eigene Figur verwandelt.

Fassen wir zuerst kurz den Inhalt des Romans zusammen. Die Geschichte handelt von einem Mann namens Ragle Gumm. Er ist ein kauziger, aber kluger Mensch, der seinen Lebensunterhalt durch das Lösen eines kuriosen Zeitungsrätsels namens „Wo erscheint das grüne Männchen als Nächstes?“ bestreitet. Er ist der uneinholbare Champion dieses landesweit beliebten Kästchenspiels. Jedes Mal gewinnt er, weil er, seiner Intuition und seinem guten Gefühl beim Deuten der manchmal von der Zeitung hinzugefügten nonsensartigen Hinweissätze folgend, jedes Mal das richtige Kästchen errät. Von seinen Mitmenschen wird er für diese bizarre Meisterschaft eher wenig respektiert. Aber er bleibt bei ihr.

Allmählich beginnt seine Alltagswelt zu bröckeln; Dinge finden sich plötzlich nicht mehr da, wo sie waren; er entdeckt ein altes Telefonbuch mit ihm unbekanntem Vorwahlen. Er wählt die Nummer und niemand geht ran. Dann fällt ihm sogar eine Ausgabe des *Time Magazine* in die Hände – mit ihm selbst auf dem Cover! Schließlich begreift er, dass er gar nicht in den Fünfzigern lebt, sondern um die Jahrtausendwende. Die Erde ist im Krieg mit dem Mond. Seine Aufgabe war es, als er das noch wusste, die Einschläge der gegnerischen Raketen zu berechnen. Dann begann er zu dissoziieren, imaginierte sich in die heile Welt seiner Kindheit – und drohte seinen lebens-

rettenden Dienst aufzugeben. Man baute also, um seine Vorhersagetätigkeit zu erhalten, eine künstliche Welt der Fünziger auf und ließ ihn darin seine mit Harmlosigkeit getarnte Aufgabe weiter erfüllen.

Uns, die wir heute leben, erinnert so ein Plot-Twist natürlich sofort an Filme wie *Matrix* oder *Truman Show*, mit dem Zusatz, dass in diesem Fall die Existenz der Truman-Figur eine über den TV-Unterhaltungswert hinausgehende Erwähltheit besitzt, die sie selbst verdrängt hat. (Der Film *Truman Show* zitiert übrigens einige der Fluchtversuchsszenen des Romans so überdeutlich, dass man beinahe von einer Art Plagiat sprechen könnte.) Hier also die emotional erstaunlich spannungsgeladene Konstellation im Roman: Das Überleben der Menschen hängt von Gumms Begabung ab, er hatte sich jedoch entschieden, in einer Art von Nervenzusammenbruch, dass er keine Leben mehr retten will, aber man fand einen Weg, ihn trotzdem noch Leben retten zu lassen. Seine obsessive Meisterschaft der täglichen Zeitungsrätsel zeigt uns dann auch, dass ein unbewusster Teil von ihm die alte edle Aufgabe noch immer als zentrale Mission empfindet.²

In Emmanuel Carrères romanhafter Biografie von Philip K. Dick *Je suis vivant et vous êtes morts* (1993) bildet die Urszene von *Time Out of Joint* ein Augenblick, in dem Dick in seinem Badezimmer Licht zu machen versucht und nach einer Lampenschnur greift, aber nach einer Weile feststellt (bzw. sich erinnert), dass es ja gar keine Lampenschnur gibt. Der Lichtschalter ist an der Wand angebracht, war dort immer schon.

Ein Irrtum, zweifellos. Passiert jedem. Aber Dick stellte sich die Frage: Was genau war diese deutliche Erinnerung an die Lampenschnur? Wie verirrt sich ein ‚bloßer Irrtum‘ bis in die gedankenlose Motorik hinein, bis in einen ‚tausendmal getanen‘ und dadurch längst automatisch gewordenen Griff nach links in die Luft neben dem Waschbecken? Was, wenn dieser Griff ‚richtig‘ war und der Lichtschalter an der Wand ‚falsch‘?

Auf dieser letzten Möglichkeit basiert ein gewaltiger Teil von Dicks erzählerischem Werk. Die Szene kehrt auch ziemlich unverwandelt in *Time Out of Joint* wieder. Ragle Gumm sagt dort:

2 Interessanterweise handelt auch Thomas Pynchons ungleich berühmterer Roman *Gravity's Rainbow* (1973) von einem Mann namens Tyrone Slothrop, der genau vorausfühlt, wo eine Rakete, in diesem Fall die von den Deutschen abgeschossene V2, in London einschlagen wird. Auch er selbst weiß im Grunde nichts über diese Fähigkeit, er verfügt nicht einmal über Intuition, sondern bekommt einfach jedes Mal kurz vor dem Einschlag eine mysteriöse Erektion.

Ich habe nicht wahllos umhergetastet. Wie ich es in einem fremden Badezimmer tun würde. Ich hab nach einer Schnur gesucht, an der ich schon oft gezogen habe. Oft genug, um einen unbewussten Reflex in meinem vegetativen Nervensystem zu programmieren.³

Der ‚falsche‘ Lichtschalter und die ‚richtige‘ Lampenschnur verweisen auf einen anderen von Dicks Romanen, *The Man in the High Castle* (1962). Darin wird eine Welt beschrieben, in der die Nazis den Zweiten Weltkrieg gewonnen haben. Amerika ist unter ihrer Herrschaft. Allerdings gibt es in dieser Welt einen verbotenen und nur im Untergrund zirkulierenden Roman, geschrieben von einem Autor namens Hawthorne Abendsen, der sich eine Welt imaginiert, in der – so wie es ‚bei uns‘, in der bisherigen Wirklichkeit, auch geschah – die Alliierten den Krieg gewonnen haben. Abendsen ließ sich bei seinen Erzählentscheidungen, wie man am Ende des Romans erfährt, vom chinesischen Orakelbuch *Yi-jing* leiten. Am Ende stellen die Figuren die Theorie auf, das *Yi-jing* ‚wisse‘ die eigentliche Wahrheit und Abendsens Roman sei also eine Darstellung der Welt, wie sie wirklich sei. Die Alliierten Streitmächte hätten den Krieg gewonnen. Es gebe gar keine Naziherrschaft in Amerika. Mit dieser paradoxen Einsicht endet der Roman.

Viele Jahre später, 1977, fuhr Philip K. Dick nach Frankreich, um in Metz an einer großen Sci-Fi-Konferenz teilzunehmen. Dies war eine Besonderheit, da Dick überhaupt nicht gern reiste und schon gar nicht außerhalb der USA. Am 24. September hielt er eine Rede, die berühmt wurde aufgrund der verstörenden Unentscheidbarkeit, die jeder fühlt, der sie liest. Ist sie ein Prank, ist sie eine Art von metaphysischer Poesie oder ein psychotisches Bekenntnis?

Ich bin sicher, dass Sie, wenn Sie mir zuhören, mir keinen Glauben schenken. Sie werden nicht einmal glauben, dass ich selbst es glaube. Aber dennoch ist es wahr. [...] Es steht Ihnen frei, mir zu glauben, und ebenso frei, mir nicht zu glauben, aber bitte seien Sie versichert, dass es kein Scherz ist. Ich meine das vollkommen ernst. Oft behaupten Menschen, dass sie sich an ein vergangenes Leben erinnern; ich behauptete, mich an ein anderes, vollkommen anderes *gegenwärtiges* Leben zu erinnern. Mir fällt niemand ein, der eine ähnliche Be-

3 Philip K. Dick: *Zeit aus den Fugen*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Gerd Burger und Barbara Krohn. München: Heyne 2002, S. 35.

hauptung aufgestellt hat, aber ich vermute dennoch, dass ich nicht der Einzige bin, der solche Erfahrungen gemacht hat. Aber vielleicht bin ich der Einzige, der bereit ist, darüber zu sprechen.⁴

Man stelle sich die Reaktion des Publikums vor. Es sollte um Sci-Fi-Literatur gehen und dann berichtete einer der Stargäste über etwas, das wie das esoterische Konzept der ‚Erinnerung an frühere Leben‘ klang?

Den ganzen Sommer 1977 hatte Dick an seiner Rede gefeilt. Sie war für ihn einer der wichtigsten Texte, die er je verfasst hatte. Kurz davor war sein Gesicht auf dem Cover des *Time Magazine* erschienen, wie zuvor das seiner Figur Ragle Gumm. Er beschreibt in der Rede einige rätselhafte Ereignisse, die er 1974 erlebt hatte und die ihn seither fast Tag und Nacht beschäftigten. Alles hatte begonnen mit der Paketbotin einer Medikamentenlieferung. Sie trug ein urchristliches Amulett um den Hals, dessen Anblick sich tief in Dicks Bewusstsein bohrte. Schließlich hatte er die Vision einer tödlichen Krankheit, die seinem kleinen Sohn zustoßen würde – was sich sogar als wahr herausstellte und, da Dick die Ärzte dazu brachte, den auf den ersten Blick beschwerdefreien Jungen genauer zu untersuchen, zur Rettung des Sohnes führte. Danach stellten sich Erinnerungen ein und nächtliche Diktate einer unbekanntenen Sprache – nach späterer Untersuchung erwies sich diese als Altgriechisch. Die Phantomerinnerungen stammten aus einer dystopischen Wirklichkeit, eine aus Unterdrückung und Folter. Da habe er einsehen müssen, so Dick, dass einige Romane, die er geschrieben hatte, buchstäblich wahr sein mussten, denn sie „bezogen sich auf fragmentarische Erinnerungsreste an eine grauenvolle Sklavenstaatswelt“. Schließlich formulierte er seine Diagnose: „Wir leben in einer computerprogrammierten Realität, und wir bemerken das nur dann, wenn eine Variable verändert wird.“ Und:

Wir müssen nun jemanden finden, der es auf irgendeine Weise – wie genau, spielt keine große Rolle – fertiggebracht hat, Erinnerungen an eine andere Gegenwart zu bewahren. Meiner Ansicht nach müsste es sich bei diesen ausschließlich um Erinnerungen an eine schlechtere Welt als diese hier handeln. Denn es wäre vernunftwidrig, anzunehmen, dass Gott der Programmierer

4 Meine eigene Übersetzung. Originalzitat: Philip K. Dick: „If You Find This World Bad, You Should See Some of the Others“. In: P.K.D.: The Shifting Realities of Philip K. Dick. Selected Literary and Philosophical Writings. Hrsg. von Lawrence Sutin. New York: Vintage Books 1995, S. 233–258, hier S. 245f. Hervorhebung auch im Original.

und Reprogrammierer eine bessere durch eine schlechtere Welt ersetzen würde – ‚schlechter‘ im Sinne von Freiheit oder Schönheit oder Liebe oder Ordnung oder Gesundheit – oder sonst irgendeinem Maß, das uns verständlich ist. Wenn ein Mechaniker an deinem kaputten Auto arbeitet, macht er es nicht noch mehr kaputt; wenn ein Schriftsteller die zweite Fassung eines Romans herstellt, macht er sie nicht absichtlich schlechter, sondern bemüht sich um Verbesserung. Ich nehme an, man könnte, in einem rein theoretischen Sinn, annehmen, dass Gott böse oder wahnsinnig wäre und deshalb eine bessere durch eine schlechtere Welt ersetzen würde, aber ehrlich gesagt kann ich so eine Perspektive nicht ernst nehmen. Also fragen wir uns: Kann sich irgendeiner von uns auf irgendeine vage Weise an eine schlechtere Erde im Jahr 1977 erinnern, als es die gegenwärtig sichtbare ist? Ich jedenfalls kann es.⁵

Witzig wäre es, wenn ich Ihnen nun auch, vollkommen ernst und mit einer gewissen Erschütterung, irgendeine Verschwörungstheorie als Wahrheit berichten würde. Aber nein: Es wäre eigentlich gar nichts Ungewöhnliches, es wäre auch nicht besonders witzig. Aber warum nicht? Ich glaube, der Grund ist folgender: Würde jemand wie Philip K. Dick heute so eine Rede halten, er wäre kein exzentrischer Künstler, er wäre lediglich ein Teil einer großen Bewegung, er wäre Teil des Internets, kurz: Er wäre einfach nur *im* Internet. Elon Musk erklärt uns bei jeder Gelegenheit, dass wir ‚in der Simulation‘ leben. ‚Die Simulation‘ ist überhaupt, scheint mir, die vorherrschende Art, wie einflussreiche Menschen heute über die Wirklichkeit urteilen: Sie sei gesteuert von Algorithmen, mal hochsensibel, mal indifferent gegenüber der Veränderung kleinster Variablen. Und jede planetare Katastrophenerzählung – wie die über das Klima, die Pandemie, den Kapitalismus – verursacht bekanntlich ein starkes Gefühl von Vorprogrammiertheit und eine damit einhergehende Erlaubnis, alles als unwirklich zu empfinden. Man liest in der Früh die Nachrichten und – ja, jeder kennt das Gefühl. Philip K. Dick ist so etwas wie der Anwalt der ‚Allgemeinen Unwirklichkeitsvermutung‘, die heute zum Gefühlsfundament einer ungeheuren Masse von Menschen geworden ist.

Als Autor oder Autorin hat man, glaube ich, besonders schlechte Karten in der Hand, um dieser Unwirklichkeitsvermutung irgendwie zu begegnen.

5 Ebda., S. 244.

Man entwickelt ja von Berufs wegen die ganze Zeit nicht-reale Menschen und versteht sich auf die ‚suspension of disbelief‘, die zentrale Eigenschaft vieler Simulationen. Man tendiert außerdem innerlich dazu, immer die zuletzt gehörte Meinung zu vertreten. Man übt sich darin, da man ja alle seine Figuren von Grund auf verstehen muss, so grenzenlos fair zu empfinden, dass irgendwann jede noch so mörderische Ideologie nachvollziehbar und herleitbar erscheint.

Und doch bleibt dieses Sich-an-eine-schlechtere-Erde-Erinnern aus Dicks Rede auf eine sonderbare Weise berührend. Könnte man es als Mantra oder Maxime übernehmen, oder zumindest als Grundhaltung für das Geschichtenerfinden? „In Wahrheit lebe ich in einer ganz anderen Zeit.“ So lange man es dabei belässt, kann diese Ansicht Würde und Zauber verleihen. Die Zutat, die das Ganze meist vergiftet, ist der unsichtbar daran hängende Rest des Hamletzitats: „that ever I was born to set it right“, also dass ich geboren wurde, um sie, die aus den Fugen geratene Zeit, wieder geradezurücken.

Es ist unklar, ob Philip K. Dick sich selbst als „born to set it right“ empfunden hat. Einige Aktivitäten seiner späten Lebensjahre sprechen dafür, andere eher dagegen. Er wurde jedenfalls kein besessener Kämpfer gegen die Matrix, aber er beschäftigte sich obsessiv mit der Parallelwirklichkeit, die ihm andauernd aus den Ritzen und Fugen des kalifornischen Alltags der siebziger Jahre entgegenzustrahlen schien. Die andere Welt stand im rechten Winkel zu dieser (in der Rede nennt er sie sogar explizit „orthogonal time“).

Ich glaube, unsere gesamte gegenwärtige Geisteswelt ist, zumindest in dieser Hinsicht, Philip-K.-Dick-Fan-Fiction. Verschwörungstheoretiker leben fleißig nach einer Vorstellung von Orthogonalzeit, nach einem immerwährenden und nie auflösbaren „Es mag wie X aussehen, aber in Wirklichkeit ist es Y ...“ und dem daraus folgenden Erwähltsein für die Aufgabe, den notwendigen Ausstieg aus der ‚falschen‘ Zeit auch anderen zu ermöglichen. Man könnte nun der Meinung sein, die Menschen sollten ihre ‚Born-to-set-it-right-ness‘ ablegen. Aber das Klima. Die Seuche. Die Ungerechtigkeit. Das Leid. Sollte es vielleicht mehr Leute geben, die sich born to set it right vornehmen? Versündigt sich Ragle Gumm, indem er sich in die Fantasiewelt flüchtet? Versündigen sich die anderen irgendwie, indem sie, statt ihn wachzuohrfeigen oder zu therapieren, seine Fantasiewelt real nachbauen? Darf man, mit dem Eingangsbild meines Vortrags gesprochen, die im gestohlenen GTA V-Auto in Los Santos spielenden Lieder über das mysteriöse ‚Los

Angeles‘ anstatt mit rechtschaffener Auflehnung auch mit dem Genuss des Vielwelten-Connaisseurs anhören? Oder sind sie wirklich nur dazu da, um uns zu quälen mit der Gewissheit, dass wir immer immer in der falschen Zeit feststecken?

Sollte Literatur, so wie es Dick in seiner Rede gegen Ende suggeriert, bei jenen, die sie lesen, wirklich ‚Erinnerungen an Parallelwelten‘ wecken? Wäre das eine ermächtigende Utopiemühle, oder liefe man dadurch eher Gefahr, in seiner Leser:innenschaft Phantom-Ressentiments und Landkarten von Scheinunterdrückung zu erzeugen? Ist es nicht schon zu oft vorgekommen, dass, nach langer friedlicher Koexistenz, sich Völker mitten in Europa urplötzlich kollektiv an erlittene Unterdrückungen durch ein anderes Volk erinnern zu können glaubten und dann zu den Waffen griffen? Die Welt mit *einem* Philip K. Dick darin ist eine Sache. Aber lauter Philip K. Dicks, hunderttausende, als vorerst noch friedvolle Schläfermehrheit, die nur auf ihre Aktivierung wartet? Zu welcher Poesie und zu welcher Tollwut wird eine solche Masse fähig werden?

Aber mir fällt auf, dass ich bis jetzt den Titel von Dicks Rede unterschlagen habe. Er lautet: *If You Find This World Bad, You Should See Some of the Others*. Wenn ich diesen Titel lese, stelle ich mir jemanden vor, der in einer Buchhandlung zuerst auf den Boden deutet, „if you find this world bad“, und dann auf die tausenden Bücher ringsum in den Regalen, „you should see some of the others“, aber nicht immer. Das heißt: nicht immer denke ich mir diese Gesten in dieser Reihenfolge.